

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 52. Bromberg, den 6. März 1934.

Achtung: Europa S.O.S.

Roman von A. Schöneberg.

Dr. Lloyd Harald Rauenstein, Weltreisender, Pressephotograph, Berichterstatter der „World-P'ctures", New-York-Berlin-Moskau-Tokio, schlenderte durch das Europäerviertel von Tetuan im ehemaligen Marokko. Tetuan war Hauptverwaltungssitz der Sahara-Siedlungs-Kompanie, der S. S. C., die von hier aus bereits bedeutende Teile der unfruchtbaren Atlasgebirge und auch schon große Gebiete der eigentlichen Wüste in blühende Paradiese verwandelt hatte.

Vor den Toren der Altstadt war ein neues Tetuan entstanden, voll stattlicher Verwaltungsgebäude und Prachtbauten der besitzenden Klassen. Abseits der Heerstraße lag das alte Tetuan, die Stadt des Jalifa, das typisch orientalische Nest, verträumt, geheimnisvoll und stinkend.

Zu dieser Abendstunde strömten die Bewohner Neutetuans in Scharen den zweifelhaften Genüssen der Gassen und Winkel hinter den verschlafenen Stadttoren zu.

Wie eine Wolkenburg türmte sich jenseits der Mauer die Stadt empor. Blendend weiß die Häuser, tiefblau der Himmel. Auf der Plaga d'Espana spielte die Kapelle der Siedlungsarmee. Die S. S. C. unterhielt ihr eigenes, kleines, aber außerordentlich schlagfertiges Heer. Von den Achselklappen der Spielleute leuchteten aus tiefgrünem Grunde die drei goldenen Ähren, das Zeichen der Siedlungsgesellschaft.

Auf dem Platz herrschte das gleiche Gedränge wie bei einem europäischen Promenadenkonzert, nur gaben die Gestalten hier dem Bilde ein anderes Gepräge. Neben modernstem internationalem Reisepublikum schritten Frauen im Heik, dem weißen faltigen Übergewand, den Litham (Gesichtsschleier) hochgezogen bis zur Nasenwurzel. Berberinnen mit nackten, schlanken, wie aus Bronze gegossenen Beinen und unverhüllten, meist überraschend schönen Gesichtszügen, Neger, Männer in Fes und Burnus, Araber, Ägypter, Lybier, Juden mit patriarchalischen Bärten, blauäugige Tuaregs aus dem Hoggargebirge lustwandelten zwischen Uniformen aller Länder und Armeen.

Der Journalist ließ das bunte Durcheinander des Völkergemischs eine Zeitlang auf sich wirken, und er beschloß, seinen „Weltbildern" einen packenden Bericht von Tetuan und seiner Umgebung zu liefern, recht warm empfehlend, denn die S. S. C. brauchte Propaganda für ihr Werk, jetzt mehr als je, denn wenn er sich nicht ganz gewaltig täuschte, war dort unten im fernen Süden ein neues Werk im Werden.

Rauenstein ließ rasch ein paar Meter Film an dem lichtstarken Objektiv vorbeilaufen, dann begab er sich eilig zur Oberstadt, von wo das verwirrende Geflimmer aufglühender elektrischer Birnen die sieben Seligkeiten dieser Welt verhieß. Durch einen zweimal geknickten Torweg schob er sich in eine unbeschreibliche Wolke von Tabakrauch, Haschischnebel und Opiumdunst eines arabischen Cafés hinein. Die Fülle dieses Raumes gestattete den Vergleich mit einer Heringstonne. Rauenstein klemmte sich an einen Tisch, der von Soldaten der S. S. C. besetzt war. Er warf eine Packung Zigaretten auf den Tisch, worauf die Jungens bereitwilligst noch enger zusammenrückten.

Die arabischen Musikanten lärmten gellend. Man mußte schreien, um sich verständlich zu machen. Die Haschischpfeifen kreisten überall, auch am Tisch der Soldaten. Wer Neigung dazu verspürte, rauchte den kleinen Kopf mit wenigen Zügen leer, stopfte die Pfeife neu und reichte sie dem Nachbar. Die Soliden im Lande tranken einen Tee von seltsamem Aroma. Die Sünder schlürften aus hohen Gläsern einen siebenmal gebrannten Schnaps, einen richtigen Umschmeißer.

Die Soldaten waren ausschließlich Weiße. Die meisten von ihnen waren trotzdem echte Söhne der Wüste, in Afrika geboren und aufgewachsen, denn die Siedlungskompanie stellte mit Vorliebe die Söhne der Siedler ein. Die Umgebung der Soldaten war Boden für den Journalisten. Wenn die Vorgänge auf der Bühne die Jungens nicht in Anspruch nahmen, gaben sie unverhohlen der Erwartung Ausdruck, daß sich hoffentlich recht bald eine nette, kleine Meinungsverschiedenheit zwischen der Siedlungsgesellschaft und einem eigensinnigen Kabylenhäuptling entwickeln möge. Sie vermuteten Schätze und Kostbarkeiten in den — auch jetzt noch unbekannten — südlichen Wüstengebieten, und blonde, schöngewachsene Berbermädchen als Zugaben. Noch mehr aber schwärmten sie für einen „Match" mit den Schwarzen, deren Kriegslust wie eine ständig drohende Wolke am Himmel der Siedler stand. Wer Ohren besaß zu hören und die Gabe, Sand von Perlen zu sieben, der fand hier manches Körnlein Zeitungsstoff.

Die Zeit schritt vor. Das Tempo auf der Bühne wurde merklich schärfer. Jetzt wurde eine Einzelnummer angekündigt: „Ulaida, die Königin der Uled Nails, als Tänzerin!" — Ein finster blickender Scheich im Fes, einen purpurnen Überwurf über dem Burnus, nahm würdevoll wie ein Götze im Hintergrund der Bühne Aufstellung. Seitwärts in einer Nische hockten auf gekreuzten Beinen zwei Imrats, Angehörige einer niederen Kaste. Einer blies die Flöte, der andere, ein pockennarbiger Geselle, schlug in aufreizend schnellem Wirbel die Derbuga, die arabische Handtrommel.

Die Tänzerin schwebte herein. Ein Mädchen von 17, höchstens 18 Jahren, mit einem ebenmäßigen, schmiegsamen Körper. Ein kurzes Röckchen aus gelber Atlasseide ließ die schlanken, unbekleideten Beine frei bis zum Oberschenkel. Die Brust umgürtete ein schmales, mit glitzerndem Zierrat

übersätes Band. Ein Überwurf aus tiefblauer, schillernder Seide, vorne nur durch eine Spange zusammengehalten, vervollständigte die knappe Aufmachung. An den Armen und an dem Kopfschmuck klirrten Ringe, Ketten und Münzen.

Das Mädchen tanzte.

Ihr Tanz war ein Winden, Wiegen, Beben, Schleichen, war das aalglatte Gleiten der Schlange, das sehnige Schleichen des Berberlöwen, war Tanz, Erotik, Kunst und Naturbewegung zu gleicher Zeit, war der vollendete Ausdruck leidenschaftlicher Glut südlicher Menschen.

Die Derbuga wirbelte, raste. Immer leidenschaftlicher gestaltete sich der Tanz. Immer stiller wurde das lärmende Café, bis es schließlich ganz verstummte.

An und für sich waren derartige Tänze nichts Neues. Die Uled Nails, ein Stamm aus dem Gebiete Goff, schickten ihre Töchter in die Vergnügungsstätten der Siedlerstädte, sich Gold zu gewinnen. Manch schönes Stammeskind hatte sich auf diese Art ein Vermögen erworben, manch anderes tanzte sich den Tod.

Harald Rauenstein sah voll Staunen und Bewunderung die Leistung dieses Mädchens. Sein Tanz enthielt zu viel Rhythmus, Schule, Kultur, um reines Naturprodukt zu sein. Es war eine Mischung edelster europäischer Tanzkunst mit sinnlichstem Negerstep. Dieses Mädchen war eine Künstlerin und hatte unfehlbar schon auf anderen Brettern gestanden.

Von ihren Gesichtszügen vermochte er durch Qualm und Rauch, behindert durch die Zuschauer, nur wenig zu erspähen, und immer nur blitzschnell im Bruchteil einer Sekunde. Ein unbeschreiblich aufreizendes, fast quälendes Gefühl der Erregung beschlich den Journalisten. Die Bewegungen lösten eine Erinnerung in ihm aus, etwas, was er zu fassen glaubte und doch nicht fassen konnte. Fast körperlich wurde dieses Gefühl. Er glaubte, diese sehnigen Arme, die feingliedrigen Finger an seinem Körper zu spüren, sah . . . wie Nebel umwallte es ihn. Bilder stiegen auf, glitten vorbei. Wie eine Fata Morgana umgaukelte ihn das Spukgebilde irgendeiner Gewißheit.

Der Tanz wurde wilder, die Wirbel schneller, die Bewegungen zuckender. Die Spange löste sich, der Umhang wirbelte zur Seite, dem Flötenspieler über den Kopf. Gedämpft, wie hinter Kulissen, erklang nun sein Spiel. Das Brustband des Mädchens war plötzlich verschwunden. Das Seidenröckchen stob zu Boden. Gleichzeitig verklomm das Bühnenlicht zu mystischer Dämmerung. Nur noch mit schmalem Hüftenband bedeckt, wirbelte der Körper der Tänzerin über die Bretter.

Mit fanatisch glänzenden Augen in schweißtriefenden Gesichtern starrten die Caféhausbesucher auf das lebende Bild. Kein Laut war mehr zu vernehmen.

Lautlos wirbelte der Körper, rasend wie eine Maschine.

Die Flöte erstarb. Die Derbuga raste.

Gleich den meisten Anwesenden war Harald Rauenstein in der Erregung aufgesprungen. Mit gespanntester Aufmerksamkeit versuchte er, einen einzigen sicheren Blick in das Gesicht der Tänzerin zu werfen.

Plötzlich brach auch der Wirbel der Derbuga ab. Scheinwerfer flammten auf, grell und stechend wie Blitze in pechschwarzer Nacht. So blitzschnell sie aufflammten, so erstarrte die Tänzerin mitten im rasenden Wirbel. Sie stand einen Augenblick hoch aufgerichtet auf einer Fußspitze, die Hände weit gebreitet wie in sehnsüchtigem Verlangen, blutrot übergossen vom Schein der künstlichen Sonnen, ein flammendes Fanal.

„Kalunde!“ gellte ein Schrei durch den stillen Raum.

Harald Rauenstein hatte das Wort gerufen.

Schlagfertig erlosch das Licht der Scheinwerfer. Die Bühne lag in undurchringlichem Dunkel. Es war, als sei ein schwarzer Vorhang gesenkt worden.

Das Publikum spendete rasenden, polternden Beifall. Dann setzte das Dröhnen, Summen und Stimmengewirr des vollgepferchten Hauses wieder ein.

Rauenstein stand wie betäubt. Kein Zweifel mehr! Das Mädchen dort auf der Bühne war „Kalunde“, das „Wölkchen“, das rätselhafte Berbermädchen, das ihn damals, vor mehreren Jahren, im Ugandastaat, dem schwarzen Königreich am Viktoriasee, das heimtückische, tödliche Pfeilgift aus der Wunde saugte. Auf einer Elefantenjagd war ihm aus dem Hinterhalt ein Eingeborenenpfeil in den linken Oberarm gejagt worden. Da war dieses kleine, magere, unansehnliche Berbermädchen zur Stelle gewesen, niemand vermochte zu sagen woher, und hatte die Wunde ausgesaugt. Mit solcher Gründlichkeit, daß ihn der Tod verschonte. Dann hatten sie ihn nach Kampala, dem Sitz des schwarzen Königs, gebracht, wo er tagelang zwischen Tod und Leben schwebte. Dort war dieses unbekannte Mädel täglich aus der Unergründlichkeit der farbigen Stadt aufgetaucht, hatte stumm und verschüchtert sein Lager umlauert, und war dann ebenso geheimnisvoll wieder in dem schwarzen Kampala verschwunden.

Ein Mädchen aus der Fremde! Ein Märchen aus der Fremde!

Kalunde, das Wölkchen, wie die Schwarzen die fast weiße Mädchengestalt genannt hatten. Halb Uganda hatte er nach seiner Genesung nach dem Mädel durchforscht, Vergeblich!

Jetzt war sie wieder in seiner Nähe.

Zum Teufel! Hier galt kein Zögern!

Die beiden Imrats kamen, Münzen sammelnd, durch die Menge. Die Musik setzte lärmend wieder ein. Der schmutzige Derbugamann kam graden Wegs auf Rauenstein zu und zischelte im Vorübergehen: „Kalunde grüßt Euch, Herr!“

Ein herrischer Griff am Handgelenk zwang den Mann, stehen zu bleiben: „Wo ist sie? Wo ist das Mädchen?“

„Ich weiß nicht, Herr!“

„Antworte oder es geht dir schlecht!“

„Sie ist fort, Herr, fort! Ganz gewiß!“

Rauenstein warf dem vorbeidrängenden Kellner ein Geldstück für die Zeche zu und rannte aus dem Raum, fand auch einen rückwärtigen Durchgang, gelangte zur Bühne und stürmte auf die Bretter.

Nichts! Leer! — —

Er durchstöberte die Kulissenräume, das Nebengelaß. Vergeblich! Menschen aller Art trieben sich hinter den Kulissen umher. Doch Kalunde war verschwunden, Rauenstein sah die Nutzlosigkeit seines Suchens ein, rannte zurück zum Gastraum und prallte an der Tür mit dem Trommler zusammen. „Du weißt, wo Kalunde ist! Bekenne, oder es ist dein Tod!“

Der Imrat merkte an den entschlossenen Zügen des Abendländers, daß ihm Gefahr drohte. Beteuernd hob er die Hände. „Ich weiß es nicht, Herr! Bei der Ruhe meiner Ahnen! Ich weiß nicht!“

„Wenn du nicht augenblicklich bekennst, schieße ich dir hier aus meiner Hosentasche heraus ein Loch in deinen schmutzigen Bauch!“ Rauenstein drängte sich so nahe an den Trommler, daß dieser die Mündung der Waffe an seinem Körper fühlte. Das braune Gesicht des Mannes verwandelte sich in Aschgrau.

„Du kannst mich töten, Herr!“ stammelte er, „aber ich weiß wirklich nichts von ihr!“

Der Journalist sah ein, daß er so nicht weiter kam und drückte dem zitternden, fast weinenden Menschen eine „Zehnähre“ —, das Zehnmarkstück der Siedlungsgesellschaft in die Hand. Das Pulver beruhigte augenscheinlich.

„War sie schon öfter hier?“ fragte Rauenstein.

„Nein, Herr!“

„Wer ging mit ihr fort?“

„Der Scheich und ein Franke.“

„Ein Abendländer, sagst du? — Hat er sie gekauft?“

„Nein, Herr! Sie waren schon zusammen, als sie kamen. Sie wollten keinen Käufer.“

„Woher willst du das wissen?“

„Sie gingen fort, ehe einer kommen konnte und sie kaufen.“

„Wohin gingen sie?“

„Nach dem Markt zu. Ich sah es zufällig!“

„Du hast ihnen nachgesehen?“

„Nur bis zur Tür, Herr, zur Tür und an die nächste Ecke!“

Der Mann begann wieder zu zittern. Rauenstein merkte, daß er wirklich nichts Näheres von Kalunde wußte. „Du wirst sie suchen“, befahl er dem Imrat. „Ich gebe dir fünf Zehnähren, wenn du sie findest!“

„Allah soll mich verstoßen, wenn ich nicht Tag und Nacht . . .“

„Spare deine faulen Schwüre!“

Der Imrat haschte nach einem Rockzipfel des Journalisten, als wenn er ihn küssen wollte. Rauenstein stand schon vor der Tür des Hauses. Warnend hörte er hinter sich noch

einmal die Stimme des Imrats: „Geh nicht in die Gassen, Herr! Es sind ihrer viele, und sie sind dunkel und gefährlich!“

Der Abendländer hörte wohl die Worte, doch nicht die gutgemeinte Warnung darin. Er war schon in der Dunkelheit verschwunden. Blindlings hastete er vorwärts. Durch die ihm halbwegs bekannte Gasse nach dem Marktplatz. Traf niemand. Keinen Menschen. Nur knurrende Hunde. Ohne Zaudern wendete er sich aufwärts, der Oberstadt zu. Die Gasse brach plötzlich ab, endete in einem übelriechenden Sumpf gärender Unsauberkeit. Der Mann sprang zurück, suchte rechts, wendete sich links, fand einen Ausweg, taumelte hindurch, rechts, links, geradeaus — wußte nicht mehr, wo er sich befand.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herz im Sand.

Skizze von Klaus Feldewert.

Sie trafen sich auf der kleinen Insel, die ihnen allein würdig erschienen war, Ort ihres Wiedersehens nach neun Jahren der Trennung zu sein. Er holte sie am Bahnhof der Inselbahn ab, auf der die Passagiere der Dampfer in das Dorf zu fahren pflegten. Er brachte einen Bediensteten des Gasthofes mit, der ihre Koffer in Empfang nehmen wollte. Sie sollte vom ersten Augenblick ihres Eintreffens an ganz ohne Sorgen um Äußerliches sein.

Ihre Begrüßung war still, sie gaben sich die Hände, und jeder suchte in dem Gesicht des anderen nach dem Bilde, das sie lange Jahre begleitet hatte. Sie sah, daß er hagerer geworden war, sehr braun, sehr ruhig, mit einem etwas harten, schmerzlichen Zug um den Mund. Er fand sie reifer, als er sie in der Erinnerung hatte, weltoffener, ungezwungener in der Art, in der sie ihm über die Schwierigkeit des ersten Grußes hinweghalf. Vielleicht war die Reise schuld, daß sie etwas müde aussah. „Es ist lieb von dir, daß du an alles so gedacht hast!“ sagte sie. Die Stimme der Frau war voller geworden.

Sie nahmen den Weg am Leuchtturm vorüber zum Strand. Der Herbstwind strich nüchtern und kalt von der See her über die Dünen, die Halme des Strandhafers klirrten, als frören sie und ihr Mark sei tot. Er schloß die Klappen ihres Mantels und sah nach ihrem Schuhwerk. Man wird auf den Wegen bleiben müssen, dachte er. Aber die Frau lenkte zum Sandstrand hin. Sie ging halb vor ihm. Sein Herz klopfte.

Sie standen kurz vor dem dünnen Saum, in dem sich das Ebbwasser auf dem Sande verlief. Die Dämmerung lag blau auf dem Wasser; es schien, als käme sie nicht vom Horizont her, sondern stiege aus der Tiefe des Meeres herauf. Sie sprachen immr noch nicht. Der Mann sah dem Wasser zu und malte mit dem Stock Zeichen in den Sand. Er dachte sich nicht gerade viel dabei. Als er ein leises Lachen neben sich hörte, schaute er auf. Er hatte ein Herz in den Sand gezeichnet!

Die beiden wandten sich ab und folgten dem Strandweg. „Wir haben uns lange genug nicht gesehen, um zu wissen, daß der eine den anderen nicht so wiederfinden wird, wie er ihn verlassen hat. Unsere Briefe schienen sehr viel zu sein, wir haben uns gewiß alles geschrieben, was zu schreiben war. Aber es wird noch einiges da sein, was jeder am anderen selbst sehen muß, Karla!“

Die Frau nickte. In ihren Augen glomm eine kleine Angst. „Du wenigstens“, sagte sie, „bist stärker und sicherer geworden dort draußen!“ — „Aber auch nüchterner und weniger voreingenommen gegen mich selbst.“ — „Ich wollte dir gleich am Bahnhof noch einmal sagen, was ich dir im letzten Brief schrieb, als du mich zweimal danach fragtest. Ich möchte es jetzt sagen, daß eine Frau immer im Nachteil ist, wenn es zu warten gilt. Sie leidet mehr, und sie wandelt sich weniger. Die Bilder ihrer Erinnerung verblassen langsamer, darum wird sie immer in Gefahr sein, von der Zukunft eine Fortsetzung der alten Erinnerungen zu erhoffen.“

„Man muß immer wieder von vorne anfangen!“ sagte der Mann, „man kann nicht erwarten, daß neun Jahre uns gelassen haben, wie wir waren. Ich bin mir bewußt, daß ich fast alle meine Ansichten geändert habe in dieser Zeit, wir waren schließlich Zwanzigjährige, als wir Abschied nahmen; auch du wirst das Leben jetzt anders sehen als damals!“

„Ich glaubte es oft tun zu sollen.“

„Hast du es nicht getan?“

„Ich wagte es nicht, ich fühlte mich dem Bilde verpflichtet, das du von mir mitnahmst!“

Der Schattenriß der Bake stand steif und unförmig auf der Landzunge zu ihrer Rechten. Um ihr klobiges Balkenwerk gurgelte das Stauwasser, es roch nach Tang und Treibholz.

„Wir werden uns trotz unserer Briefe neu kennenlernen müssen! Vielleicht wird es einen Kampf kosten, aber wir haben diesen Kampf gewonnen, ehe wir ihn beginnen, wir haben unsere Liebe zur Verbündeten“ griff der Mann das Gespräch wieder auf. Seine Stimme klang so, als setze sie über eine Hürde hinweg.

„Aber ist unsere Liebe etwas ganz anderes als wir selbst? Wird sie sich nicht auch gewandelt haben, andere Anforderungen stellen?“

„Liebe ist entweder immer, oder sie war nie!“

„Das ist klingendes Wort, aber es ist sicherlich nicht immer wahr. Liebe ist kein selbständiges Wesen in uns! Und selbst als eigengesetzlicher Teil von uns müßte es seine Kraft aus unserem übrigen Selbst ziehen!“

Sie standen in dem Wind, der um die östlichste Landecke der Insel strich, als mache er einen Umweg um ein unliebsames Hindernis. Keiner sprach mehr. Aber vor ihnen dehnte sich die nächste Stunde unendlich breit und weit, daß es schwer sein mußte, einen Weg zu finden. Sie kehrten um. Am Strande faßte der Wind sie von rückwärts und trieb sie an. Sie hatten das Gefühl, bergab zu gehen, aber niemand von ihnen wußte, ob es ein Gang ins Thal sein würde, zu einer warmen Hütte, oder ein Weg in die Niederung eines leeren Schmerzes.

„Du hast mir geschrieben, daß man nicht Jahre im fremden Land zubringen könne, ohne die Sehnsucht nach einer weit entfernten Liebe bisweilen einmal zu übertäuben. Ich habe dir zu gestehen, daß ich nicht immer frei von der Gefahr war, einen Mann liebenswert zu finden, der durch seine Nähe ersetzen konnte, was ihm bis zu dir fehlte.“

„Wir werden zusehen müssen, was mit uns wird! Mir ist sehr bang jetzt.“ — „Mir war schon auf der Reise so bang! Und was mag aus dem Herzen geworden sein, das du vorhin dort unten in den Sand maltest?“ fragte die Frau mit einem Versuch, die doch an diesem Abend nicht zu lösende Spannung zwischen ihnen bis zum nächsten Tag zurückzudrängen.

Sie gingen wieder zum Sandstrand herunter. Sie machten nur wenige Schritte, der Mann riß das Mädchen zurück! „Die Flut ist mittlerweile gekommen, gib acht!“ Die Flut hatte die Zeichnung im Sande zerstört! Es war, als habe niemand jemals hier ein Herz in den Sand gezeichnet.

Trinkwasser marschiert über Land.

Von **Otto Erich Gurlitt.**

Wo viel Licht ist, dort ist auch viel Schatten. Amerika bezahlt seinen Ruhm, einstmals das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gewesen zu sein, damit, daß es mitunter auch das Land der unbegrenzten Schwierigkeiten ist.

Wenn Großstädte — um einen etwas drastischen Vergleich zu gebrauchen — wie Pfannkuchen aufgehen, so ergeben sich häufig Probleme, über deren Lösung man graue Haaren bekommen kann. So erging es jetzt den Stadtvätern

von Los Angeles, die nicht mehr wußten, wie man den Trinkwasserbedarf dieser ins Riesige gewachsenen Stadt befriedigt.

Das Wasser eines kleinen Sees in der Umgebung von Los Angeles reichte bislang für die Trinkwasseransprüche der Stadt vollkommen aus, aber jetzt genügt das dort befindliche Wasserwerk beim besten Willen nicht mehr. Andere Quellen von genügender Ergiebigkeit fehlen, und so bleibt nichts anderes übrig, als den Coloradofluß zur Wasserlieferung heranzuziehen.

Diese Lösung klingt sehr einfach, aber der Colorado fließt in einer Entfernung von vierhundert Kilometern an Los Angeles vorüber und ist überdies noch durch beträchtliche Höhenzüge von der Stadt getrennt. Man muß dem Wasser also einen Weg bahnen, der ungefähr der Anlage einer modernen Eisenbahnlinie entspricht.

Umfangreiche Sprengungen sind erforderlich, kilometerlange Tunnels müssen gebaut werden. Wüsten, in denen nicht die Spur eines Verkehrsweges vorhanden ist, sind zu durchqueren, damit das Wasser schließlich nach Los Angeles geführt werden kann.

Man kann sich vorstellen, was unter solch ungünstigen Umständen bereits die Vorarbeiten zu der gigantischen Wasserleitung für Geld verschlingen. Der Voranschlag beziffert sich demgemäß für diese Leitung auch auf über eine Viertelmilliarde Dollars.

Und damit sind die Unkosten, die entstehen werden, noch nicht einmal erschöpft. Es ist technisch unmöglich, auf diesem Wege das Wasser herbeizuführen, was dem Durchschnittsbedarf der Stadt entspricht. Und so werden weitere kostspielige Filter- und Reinigungsanlagen entstehen müssen, die eine zwei- oder mehrfache Verwendung des auf diesem, fast abenteuerlich zu nennenden Wege herbeigeholten Wassers ermöglichen.

Wäre die Trinkwasserfrage in Los Angeles nicht so verzweifelt, nie und nimmer hätte man den Bau einer derartigen Mammutanlage in Erwägung gezogen. So aber blieb keine andere Lösung, als diese kostspieligste Wasserleitung aller Zeiten in Angriff zu nehmen.

Nur eine Frage noch: Was mag — wenn die Anlage sich verzinsen soll — dann ein Kubikmeter Wasser kosten?




Bunte Chronik

Die besten Partien der Welt.

Natürlich sitzen sie im Lande der Freiheit und des Dollars, die drei reichsten Mädchen der Welt. An ihrer Spitze Barbara Hutton. Sie besitzt schon heute drei Milliarden Pfund, ein Geschenk, das sie bei der Erreichung der Volljährigkeit erhielt. Und dereinst wird sie die Reichtümer des bekannten Woolworth erben, der mit seinen Midasarmen ja schon längst auch nach der Alten Welt herübergegriffen hat. Daß Reichtum nicht glücklich macht, wissen wir nicht nur von der Schulbank her, sondern erkennen wir auch an dem Schicksal von Miß Dorie Dubie, die ein gleich großes Angebinde anläßlich ihres Wiegenfestes erhielt. Aber sie muß sich nun mit einer Wache umgeben, die das kostbare Leben vor den Nachstellungen der Entführer beschützen soll. Ob die schwer bewaffneten Männer dieser Aufgabe stets gewachsen sein werden, steht allerdings noch dahin. Die Unternehmungslust der amerikanischen Gangsters ist hinreichend bekannt, und man darf annehmen, daß sie ihr Äußerstes tun werden, um ihre gegen das arme reiche Mädchen bereits wiederholt ausgestoßenen Drohungen wahr zu machen. Die dritte im Bunde trägt einen Namen, der schon eine Zeitlang am politischen Himmel geglänzt hat. Das drittreichste Mädchen der Welt ist die Enkelin von Andrey Mellon und wird dereinst die Millionen erben, die ein gütiges Geschick mit diesem Namen verknüpfte.

Die Sondervorstellung.

Der große Schauspieler Ferdinand Unzelmann liebte es, zu improvisieren.

Weil aber dadurch die Kollegen gewöhnlich heftig aus dem Konzept gerieten, verbot die Direktion eines schönen Tages jede improvisierende Betätigung.

Eines Abends führte man ein lebendiges Pferd auf die Bühne. Das Pferd bekam plötzlich ein sozusagen menschliches Bedürfnis und befriedigte dieses Bedürfnis, ohne Rücksicht darauf, wo es sich befand.

Da hob Unzelmann drohend den Zeigefinger und sprach: „Du schlimmer Gaul, hast du denn nicht gelesen, daß auf der Bühne nicht improvisiert werden darf?“

Das Publikum tobte vor Lachen und selbst der Direktor lachte mit.

Unterschiede.

Man war bei Kaffee und Likör angelangt und unterhielt sich demgemäß über die Wissenschaft.

Irgend jemand erinnerte an die berühmte Geschichte von Pascal, daß er als Kind seine Kopfschmerzen durch das Erfinden geometrischer Probleme bekämpft habe.

„Als ich ein Kind war“, sagte der Komödiendichter Tristan Bernard und strich seinen berühmten langen Bart, „als ich ein Kind war, da bekämpfte ich die Geometrie durch das Erfinden von Kopfschmerzen . . .“



Lustige Ecke

Humor des Auslandes.

Beleidigung. „Nannte dich denn Kramer wirklich einen dummen Esel?“

„Ja, wenn auch nicht so direkt — er sagte, was Verstand anbelange, hätten wir uns gegenseitig nichts vorzuwerfen . . .“ (Hjemmet)

*

Das neue Mädchen. „Und warum haben Sie Ihre letzte Stelle verlassen?“

„Weil die gnädige Frau immer meine Kleider in meiner Abwesenheit getragen hat!“ (Buen Humor)

*

Verlust. „Ich habe gehört, deine Frau ist mit dem Chauffeur davongelaufen?“

„Ja, aber es ist nicht so tragisch, ich wollte ihm ohnedies bald kündigen.“ (Humorist)

*

Eilig.



„Junger Herr, kaufen Sie den Haupttreffer, Ziehung schon morgen!“

„Nichts zu machen, brauche das Geld schon heute!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.